

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Handke, Peter
Zdeněk Adamec

Eine Szene

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-42920-4

SV

Peter Handke
Zdeněk Adamec

Eine Szene

Suhrkamp

Erste Auflage 2020

© Suhrkamp Verlag Berlin 2020

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags, der Aufführung durch Berufs- und Laienbühnen, der Verfilmung und Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Abschnitte. Das Recht der deutschsprachigen Aufführung oder Sendung ist nur vom Suhrkamp Verlag Berlin zu erwerben. Den Bühnen und Vereinen gegenüber als Manuskript gedruckt. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42920-4

Čest, pravda, talent a dary od
Boha
se v týdle zemi, holka, nevyplácí.
Kdo tohle má, nakonec,
jako Zdeněk Adamec,
všechno ztrácí

Lied von Pepa Nos

Ehre, Wahrheit, Talent und
Gottesgaben,
zahlen, Mädchen, in dieser Welt sich nicht aus.
Wer sie hat, wie Zdeněk Adamec,
verliert am Ende alles

Zdeněk Adamec

Eine Szene

Weiträumige Szene, mit Öffnungen nach allen Seiten, dicht bevölkert mit Feierabendleuten. Kommen und Geben, hin und her, kreuz und quer, da und dort auch ein Zusammenstehen, ein kurzes, ein Austausch von stummen Zeichen. Ein öffentlicher Ort, eine jedermann zugängliche Lokalität, welche als Treffpunkt dient, unbestimmbarer Natur, freilich kein freier Platz, weniger Außen- als Innenraum, -räume, -elemente, möglicherweise ein ehemaliges Klosterrefektorium in der spanischen Provinz Ávila, oder wo, oder der Kleinstadt-Tanz-und-Festsaal, mit einer (leeren) Thekencke, von Humpolec in Böhmen, oder wo. Zeit: jetzt oder sonstwann.

Mählich dann mehr Geben als Kommen. Sich entvölkernde Szenerie. Doch nein: einige sind auf dem Plan geblieben, einer mehr vorn, eine andere eher im Hintergrund, wieder andere da, dort, rechts, links, im Licht, im Schatten, und wir alle, so oder so, im Abstand zueinander, einzeln, ein jeder für sich. Wie viele von uns sind auf der Szene geblieben? Fünf, sechs, sieben, acht, so viele, wie das Spiel, das unsrige, nötig haben wird. Mehr Männer, mehr Frauen? Was ihr wollt – jedenfalls nicht nur ein einziges Geschlecht. Junge? Alte? – Wie es euch gefällt –

jedenfalls nicht allein Junge oder Bejahrte. – Und unsere einzelnen Rollen? – Im Verlauf der Begebenheiten werden sie noch klar werden. – Und unsere Spielernamen? – Sind die Namen von uns Spielern. – Und unsere Kostüme? – Feierabendlich (oder auch nicht). – Frühlingshaft? Sommerlich? Herbst- oder winterlich? – Frühling, und Herbst, und Sommer, und Winter, je nachdem. (Als Zdeněk Adamec, 18 Jahre alt, aus Humpolec im böhmischen Hochland, sich auf dem Wenzelsplatz in Prag verbrannte, war es ein Morgen, und es war Anfang März.)

Es dauert dann einige Zeit, bis eine(r) von uns sich hören lässt, deutlich Wort für Wort, artikuliert. Vorher, wenn überhaupt ein Laut von uns kam, bloß hier und da ein Räuspern? ein Gesumm? ein Maultrömmelakkord, wer weiß von wem. Jetzt aber: unser Gespräch, ein abendliches, ein nächtliches (oder zeitweise auch dramatisches), setzt ein, und ein Satz gibt in der Folge den anderen, oder auch nicht, mit Pausen dazwischen, oder auch nicht. So oder so haben wir, Einheimische, Zugereiste, Inländer, Ausländer, Junge, Ältere, samt unseren verschiedenen Akzenten etwas von späten oder letzten Gästen.

»Einer Klosettfrau verdanke ich, daß ich seinerzeit mit dem Schnapstrinken aufgehört habe. Ich war da noch nicht zwanzig, und ein älterer Freund hat mich dazu gebracht, mit ihm eine Flasche Whisky leerzutrinken. In einer öffentlichen Toilette dann, es ging nicht mehr anders, den Kopf bis zu den Schultern ins Wasser getunkt. Und hernach mit den tropfnassen Haaren ins Freie getorkelt, im Zickzack die Türpfosten

gerempelt. Und dabei die Stimme der WC-Frau im Rücken, ich höre sie noch heute, so einschneidend und weitertragend wie vielleicht gerade nur Stimmen im Suff: »Gott im Himmel, wie ist der häßlich! Ja, nie wieder durfte jemand auf Erden, beim Gott im Himmel, mich so häßlich sehen!«

»Das allerletzte Gespräch in seinem Leben, bevor Zdeněk Adamec, aus Protest gegen den Zustand der Welt, auf dem Wenzelsplatz in Prag, vor dem tschechischen Nationalmuseum, sich mit Benzin übergossen und verbrannt hat, war das mit der Klosettfrau vom Prager Überlandbusbahnhof »Florenc«, oder wie der heißt, wo Zdeněk am Vorabend, im Rucksack nichts als Kanister und Streichhölzer, aus Humpolec angekommen ist und wo er, in einer Kabine der Bahnhofstoilette, wer weiß wie, die Nacht verbracht hat.«

»Was für ein langer Satz. Bitte, kurze Sätze!«

»Da will uns einer mit typisch tschechischen Selbstverbrennungsstories und Aktualitätenhorror das Fest verderben.«

»Wir sind hier zum Festfeiern? Was für ein Fest?«

»Weiß nicht. Das ›Fest‹ ist mir bloß so herausgerutscht. Aber jetzt: ja doch, ein Fest! Schon ewig war hier kein Fest mehr. Und ja doch: dazu sind wir da. Jetzt ist jetzt, und jetzt ist

Fest. Black is black, I want my baby back. Grün ist Grün, und Grün sogar in Brünn. Blau ist Blau, mein Baby, mach mich zur Sau. Amen, amen, Halleluja.«

»Die Geschichte vom Zdeněk Adamec ist keine typisch tschechische. Und außerdem ist sie nicht aktuell. War es schon seinerzeit kaum. Und es gibt zu Zdeněks Geschichte keinen Film, jedenfalls keinen Spielfilm, und schon gar nicht einen aus der Sparte ›nach einer wahren Begebenheit.«

»Wenn das so ist: zähl mich dazu. Mit wahren Begebenheiten könnt ihr mich jagen. Und lang genug nun im Leben war ich ein Gefangener all der Aktualitäten. Die eingehämmert jeden Morgen, und eingehämmert bis spätabends, und weiterhämmern quer durch die Nacht. Und ein spezieller Hammer die lang-lang, jahrhunderte-, wenn nicht gar jahrtausendelang zurückliegenden Geschichten, die angeblich ›immer noch‹ oder gerade heutzutage aktuell sind. Der Prometheus, der sich gegen die verspielten, erdfremden Götter auflehnte, war niemals aktuell. Petrus, der seinen Herrn Jesus bis zum dritten Hahnenschrei dreimal verraten hat, ist auch bei dem heutigen Dauerverrat keine aktuelle Figur geworden. Eine immer noch aktuelle wahre Geschichte? Nein, sie ist die falsche, ist falsch oder, nein, sie ist falsch erzählt, ist gefälscht. Ich jedenfalls glaube ihr kein Wort.«

»Zdeněk Adamec hat sich verbrannt am 6. März 2003, gegen 8 Uhr am Vormittag. Er wurde geboren am ... 1984 und war im Zeitpunkt seines Todes 18 Jahre, ... Monate und ... Tage alt. Humpolec, sein Wohnort, zählte damals 6472 Einwohner. Die Stadt liegt in einer Höhe von 586 und 672 Meter über dem Niveau des Meeres von Alicante alias des vielbesuchten Meers von Böhmen. Die Fahrdistanz zwischen Humpolec und Prag beträgt 98 Komma 4 Kilometer, alias 61 Komma 14 amerikanische Meilen. Eine Busfahrt zwischen den zwei Städten dauert zwischen 77 und 91 Minuten. Die Temperatur bei der Abfahrt des Busses am Abend des 5. März 2003 betrug in Humpolec/Vysočina, das heißt Hochland, 3 Grad, bei der Ankunft in Prag 7 Grad, und am folgenden Morgen des 6. März wurden am Bahnhof »Florenc« 2 Grad gemessen. Das Ticket für die Bahnhofstoilette kostete Zdeněk Adamec 2 Komma 50 tschechische Kronen, das sind umgerechnet 0,10 Euro.«

»Auf der Rückseite welcher Kronenmünze finden sich eigentlich die Umrisse des Hradschin? Ist die Prager Burg vom Busbahnhof aus zu sehen?«

»Nein.«

»Heute morgen im Gras an einer Stelle ein Haufen von Vogelfedern, große und kleine wild durcheinander, die kleinsten

nichts als Flaum, zerzauster. Von Schnabel, Kopf, Kralle keine Spur. Auch keine Blutstropfen im Schnee, pardon, Gras. Trotzdem habe ich geschaut und geschaut, bin davor gestanden, gestanden.«

»Kind Parzival!«

»Fachausdruck: ›Gewölle‹, das ist: vom Mörder vogel Ausgewürgtes.«

»Seltsam, schaut doch: Draußen ist gerade ein Bus vorgefahren, ein sehr langer, mit verhangenen Fenstern, Aufschrift: Hier gebe ich mein Blut / Ici je donne mon sang / Here I leave my blood / Aquí dejò mi sangre / Tukoj pustim moj krv.«

»Was hat er sich wohl versprochen, der Zdeněk, von seiner Selbstverbrennung gegen den Zustand der aktuellen Welt? Ein Fanal für nichts und wieder nichts? Jedenfalls für nichts Bestimmtes? Dagegen seine Vorgänger auf dem Wenzelsplatz ein Vierteljahrhundert früher, Jan Palach und der andere Jan – die hatten, so vor den Augen der Welt dramatisch zu sterben, doch einen gründlichen Grund, nachzulesen für alle Zeit in allen einschlägigen Geschichtsbüchern, oder nicht?, während Zdeněk Adamec sogar in Humpolec kaum mehr als ein Gerücht ist, oder nicht?«

»Adamec, hieß so nicht ein Eishockeyspieler?«

»Adamec: in der Gegend ein eher seltener Name. Der Friedhof von Humpolec: für so eine kleine Stadt sehr groß, aber unter den tausend Steinen nur in einem einzigen eingraviert ›Adamec‹, nichts sonst als der Familienname, ohne Vornamen, und auch keine Daten.«

»Vielleicht bloß der Steinmetzname? Hast du uns denn nicht erzählt, daß Zdeněks Vater Steinmetz war? Friedhofssteinmetz? Der Grabsteinsteinmetz von Humpolec/Böhmen?«

»Es ist aber nicht wahr, daß der junge Zdeněk sich öffentlich verbrannt hat, weil er berühmt werden wollte wie, zum Beispiel, seinerzeit in Griechenland der Herakles, oder Heraklit, oder Herodot, oder wie der hieß, welcher zu diesem Zweck einen Tempel und alles, was dazugehört hat, mitverbrannte. Und ebenso ist es nicht wahr, daß der Zdeněk ein Vorläufer der aktuellen Kamikazes war, welche in ihrer Sterbenslüsternheit eine größtmögliche Zahl mit in den Tod zu reißen gieren. Der Zdeněk ist, wenn auch öffentlich, öffentlicher kaum mehr möglich, für sich allein gestorben, vollkommen allein, vielleicht, gerade indem er so vor aller Augen gestorben ist, desto vollständiger allein, im stummen Sterben noch stärker zum Himmel und in sämtliche Erdspalten schreiend allein, als zu Lebzeiten unter seinesgleichen zuhause und in

der Schule. Und wahr ist auch nicht, daß der Zdeněk sich verbrannt hat aus Weltverdruß oder gar aus Hochmut. Wahr ist vielmehr, daß Zdeněk Adamec – er konnte das, als Achtzehnjähriger, nicht so recht zeigen, nicht mehr so ansteckend wie früher als Kind – herzlich gern auf der Welt war; daß er mit Friedhöfen und Grabsteinen nichts im Sinn hatte; daß er sich vor keiner Arbeit drückte, außer wenn ihn der Vater zwingen wollte, beim Grabgranitklopfen mitzuklopfen; daß seine größte Sehnsucht von Kindesbeinen war, zaubern zu können – das eine weg-, das andere herzuzaubern; und daß er sich bis fast in seine letzten Stunden gewiß war, das werde ihm, ohne Tricks, materiell, leibhaftig und aller Welt zum Segen eines schönen Tages auch gelingen. Nein, weder Hochmut noch Weltverdruß, noch gar Wahn. Woher, hört her, sonst der letzte Satz aus Zdeněks Abschiedsbrief, gerichtet nicht an Vater oder Mutter, gerichtet an eine Mehrzahl, ein Publikum, wenn nicht die ganze liebe Welt: ›Bitte, macht keinen Narren aus mir!«

»Woher weißt du das?«

»Ich weiß es.«

»War er das einzige Kind?«

»Ja.«

»Typisch Einzelkind.«

»Angeblich hat er auch gestohlen.«

»Erzähl.«

»Da ist nicht viel zu erzählen. Im Museum von Humpolec ist eine Etage einem großen Sohn der Stadt gewidmet, der nach Amerika ausgewandert und im Studium der Indianer zum weltberühmten Volkskundler geworden ist. Und in einem Raum dort hängt ein Kopfschmuck aus Adlerfedern. Und einmal soll Zdeněk mit solch einer Feder im Haar durch die Stadt spaziert sein. Und angeblich konnte er nicht sagen, wie denn die Feder auf seinen Kopf gekommen war.«

»Typisch Zdeněk.«

»Früher, wenn mich das Abendfernsehen über die im Lauf des Tages überall in der Welt abgehackten Köpfe, durchgeschnittenen Kehlen, aufgeschlitzten Bäuche, herausgerissenen Herzen, vergasten Lungenflügel informiert hat, ist es vorgekommen, daß ich mir, wieder und wieder, auf der Stelle selber, mit den eigenen Händen, den Kopf abhacken, und so weiter, wollte, und ein, zwei Mal war ich nah dran, das auch zu tun, ein Axthieb in den Nacken, mit dem Küchenmesser quer durch die Kehle.«

»Und jetzt nicht mehr?«

»Jetzt immer noch, und zeitweise schnellt diese Wut, mich selbst abzuschaffen, nicht als Protest, als bloßer Reflex oder Impuls – aber was für welcher! –, sofort!, sogar noch bedrohlicher los als früher – überwältigend – in dem Sinn: Jetzt tu ich's! Und am heftigsten, mich übersteigend, überpersönlich, eine globale Welle ist der Impuls, seltsam oder auch nicht, angesichts von Hinrichtungen, bei Gemetzeln von Staats wegen, obrigkeitlich angeordnet, von China über den Irak bis in die Tiefe der Vereinigten Staaten. Mich beseitigen, jetzt!, wie dieser und jene dort beseitigt worden sind! Oder wenigstens schon einmal den Stab über mich Menschen brechen, mit eigenen Händen, pars pro toto! Oder, wenn ihr wollt, in effigie!«

»Es soll mehr und mehr Leute geben, die hören, wenn ihnen beim Bleistiftspitzen eine Mine bricht, einen Halswirbel knacken.«

»Zum Glück werden weniger und weniger Bleistifte gespitzt.«

»Kennt ihr die Indianerreservatsstory, wo eine Frau in den Wehen liegt mit ihrem ersten Kind, und die Wehen dauern und dauern, und werden von Stunde zu Stunde, nachtlang, stärker und stärker, und die junge Frau, fast noch ein Mäd-

chen, leidet immer lauter, und ihr Mann, fast noch ein Kind auch, verkriecht sich die ganze Zeit in seiner Reservatskoje hinter einem Vorhang, und als das Kind am Morgen endlich heraus ist, gesund und heil wie die Mutter, und als der zu Hilfe gerufene Geburtshelfer den Vorhang von der Kojewegzieht, um, denkt er, den Vater zu wecken, hat der sich nicht die Kehle durchgeschnitten im Dauergeschrei und -geheul der Gebärenden?«

»Dazu fällt mir eine andere Geschichte ein, eine, die auf dem Balkan spielt. Die Hauptperson oder, wenn ich mich nicht irre, die überhaupt alleinige Person ist eine ältere Frau, unverheiratet, ohne Mann und Kinder, eine – sagt man das noch? – alte Jungfer. Sie ist – sagt man das noch? – arm, oder lebt weit hinter der Armutsgrenze, und die Geschichte dreht sich, wenn ich mich nicht irre, vor allem um des Fräuleins, der gospodična, Kleider und Stoffe. Immer fadenscheiniger werden die, und da die balkanesische Helden sich keine neuen Sachen leisten kann, kommt, erst einmal naturgemäß, nur das Nähen, das Flicken, das Stopfen in Frage. Eine Zeitlang geht das so gut, und außerdem kann die Näherin, wie bei keiner ihrer sonstigen minimalen Tätigkeiten, schön an anderes denken. Statt der Gegenwartssorgen dank des Fadenziehens ein freies Spiel aus Erinnerung und Vorstellung und fallweise sogar ein Zusammenspiel mit Zukunftsgedanken und Zukunftsbildern, typisch balkanträgerischen. Und wenn schon:

so in ihrem speziellen Kunststopfen, mit den hundertfältigen und tausendundeinfarbigen Zwirnen aus aller Herren Länder und Reichen, gaukelt die Frau sich vor, mit der Bluse, dem Kleid, dem Tanzrock aus ihrer Mädchenzeit nicht bloß ein Land, nicht bloß den Kontinent, Europa, sondern die ganze Welt vor Augen zu haben, und als sei sie, im übrigen zunehmend rostige Flicknadeln führend als Weberschiffchen, es in Person, die an der Welt webt, und webt, und nach jedem Riß, ob Naturkatastrophe oder Krieg, allmorgendlich wieder in Ordnung webt. Mit den Jahren des Flickens dann aber, an den immergleichen und immer stärker zusammenschrumpfenden Grundstoffen: ein behobener Fadenschein zeitigt daneben einen anderen, ein zugezogener Riß einen umso klaffenderen zweiten, ein mit allen Regeln der Kunst kunstgestopftes Loch reißt im Umkreis zwischen drei und dreizehn weitere Löcher auf, und dann nicht mehr bloß so im Umkreis – nein, allerwärts im Gewebe, mit der Zeit auch an den letzten dem Anschein nach gesunden, den letzten wie unzerreißbaren und unantastbaren Stoffinseln. Ab da jeder Einstich, gleichwo, mit noch so zarter Nadel, mit dem allerseidigsten der Garne und Zwirne: ›Rtsch!‹, ein einziger Selbstlaut, ohne, slawische Spezialität, besonderen Selbstlaut. Das Tanzkleid nur noch Fetzen eines Fetzens. Aus. Ende der Geschichte. Obwohl die, oder irre ich mich?, dann noch irgendwie weitergeht. Fragt sich bloß, wie.«

»Memphis Belle ...«

»Wenn ihr mich fragt – aber mich fragt ja niemand –, von Kind auf hat mich nie jemand gefragt, nicht einmal die Mutter, und schon gar nicht der Vater – und außerdem war ich vaterlos –, und so reiße ich jetzt wie seit jeher ungefragt das Maul auf: je apokalyptischer die Nachrichten von draußen aus der Welt, desto sicherer fühle ich mich hier an Ort und Stelle – desto stärker sehe ich mich dort, wo ich gerade bin, am Platz, desto lebendiger da. Glaubt mir, oder glaubt mir nicht: Nach dem ersten Schrecken, wenn nicht Grauen: Lebensfreude schießt ein, in mich, Energie!, ausgerechnet in mich, dem man doch seit jeher vorhält, wie sehr ihm jegliche innere Kraft fehlt. Ich möchte dann unverzüglich zu tanzen anfangen, und mache manchmal auch tatsächlich einen Tanzschritt, einen kleinen, oder werfe zumindest einen Arm oder ein Bein in die Luft. Einmal, nach einem Bombenabwurf auf einen Flüchtlingszug, habe ich einen Esel auf der Weide umarmt. Einmal bin ich im ›Strafraum‹ nach dem Kopfball gesprungen – ich, der ich sonst immer Angst um meinen Kopf habe – und habe, o Wunder, den Ball nicht bloß getroffen, sondern ins Tor katapultiert. Wieder einmal –«

»Genug der Anekdoten!«

»Jedenfalls: bei jedem kleinen oder großen Weltuntergang wachsen mir Flügel. Ich denke sogar heimlich bei mir: So ist das Leben. Recht so. Endlich Ernst. Endlich die Welt schleierlos. Kraft der Kräfte, außerplanetarische, außer-, wenn nicht überirdische. Nur daß mich diese wunderbare, o wie wunderbare Kraft ein jedes Mal am Morgen nach dem Atomschlag und der darauf gefolgten anders mörderischen Tsunami-Welle wieder verlassen hat. Zurückgeworfen auf mich selbst – hat man das so nicht einmal geheißen? – »mich selbst? wie bitte? was ist das? –, schleiche und schleppe ich mich danach durch den Tag und die Tage, im Bedürfnis, de profundis, psalmentief in mich eingebrennt, nach der nächsten Folge der Weltuntergangsserie, nehme dabei auch in Kauf die immer noch unregelmäßigen Sendetermine statt der, Gott oder wer geb's, hoffentlich bald regelmäßigen –«

»Und was, wenn du eines Abends oder Morgens mir nichts, dir nichts mit untergehst?«

»Das kommt nicht in Frage. Mir kann nichts passieren. Je näher rückend das Kataklysm, je realer der jeweilige Weltuntergang, je kälter oder heißer, je saurer oder schwefeliger der Luftstoß von dort, wie er mir wild ins Gesicht fährt und mir den Hals umdreht, desto gewisser mein: Mir kann nichts g'schehn.«